

(Nachdruck verboten.)

20]

Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerengeschichte aus unseren Tagen.

Von Peter Rosegger.

Da riß er sie an sich und küßte sie mit heißer Freude auf den Mund.

Sie stieß ihn ab und entwand sich. Glühend roth im Gesicht ging sie hinaus in die Küche. Sie hätte wohl ein wenig scherzen mögen mit ihm, aber daran, was ihr jetzt passirt, hätte sie nicht denken können. Als er ihr nachging, fand er sie gegen die Wand gelehrt und weinend.

„Angerl!“ sagte er mit weicher Stimme und legte seine Hand zärtlich an ihren Arm; sie schlug mit dem Arm aus. Er stand da, schaute rathlos drein und wußte nicht, was er beginnen sollte. Sie weinte.

„Bist Du böß' auf mich, Angerl?“ fragte er endlich.

Sie gab keine Antwort. Auf dem Flöß lag ein Holzspan, diesen schob der Florian mit der Schuhspitze langsam gegen die Wand hin; er mußte dort aber nicht richtig liegen, denn jetzt bückte sich der Knab', hob den Span auf und wendete ihn in der Hand mehrmals hin und her. Dann ging er gegen die Holzassen und legte ihn hinauf. Als er damit fertig war, kraute er sich hinter den Ohren, hernach machte er einige Schritte gegen die Thür und sagte wie für sich: „So, jetzt werd' ich halt gehen.“ Bevor er aber ging, kehrte er nochmals zum Dirndel um und fragte schier verzagt: „Angerl, bist Du böß' auf mich?“

Sie schüttelte kaum bemerkbar das Haupt, verhüllte aber immer noch ihr Angesicht und schluchzte.

Ihm war das leichte Kopfschütteln genug gewesen. Wie auf Flügeln, so gering eilte er zur Thür, entriegelte sie und ging hinaus. Sie wird's schon noch gewohnt werden, dachte er, jetzt gefällt sie mir noch einmal so gut!

Als dieser junge Mensch durch den Reißgraben hinabging, sah er unter einer Lanne den Waldmeister Ladislaus sitzen, der, das Gewehr zwischen den Beinen haltend, eben seine Feldflasche in den Mund stülpte. Der Bursche wich ihm aus. Er hätte ihn höflich grüßen müssen, und das wollte er nicht. Die paar Bauern zu Altenmoos waren ja schier auf die Gnade des Waldmeisters angewiesen und der Hüttenmauser ganz besonders. Der Waldmeister konnte beliebig die Arbeit im Walde vergeben, so auch Brennholz und Stallstreu; der Hüttenmauser hatte kaum hundert Bäume mehr stehen auf seinem Grund. Um so mehr standen deren ringsum. Ueberall, heißt es, wäre dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen; nur an den Feldrainen des Hüttenmausers nicht, dort wuchsen die Bäume des Steppenwaldes so hoch in den Himmel hinein, daß die Ackerstreifen schier keine Sonne mehr hatten. Der alte Hüttenmauser kroch vor dem Waldmeister, dieser ließ die Rainbäume weghacken. Auch zur Erhaltung des Weges that er etwas, hingegen sagte er häufig: „Ja' meine lieben Hüttenmauser-Leute, mit mir müßt Ihr artig umspringen, ich kann Euch ersticken, wann ich will, kann Euch verdursten lassen, wann ich will; Euer Hansbrunnen kommt vom Steppenwald. Meine lieben Leute, Ihr gehört mir mit Haut und Haar!“ — Das Forsthaus stand drüben in einem Wiesenthal des Nothwaldes, der Weg dahin führte an dem Hüttenmauserhof vorbei und der Herr Waldmeister sprach gern zu. Er hatte, obwar schon ein wenig krumm an den Knien und am Rückgrat, so seine besonderen Passionen, und den alten Hüttenmauser benutzte er manchmal zum Handlanger, ohne daß es dieser merkte. Der junge Hüttenmauser, der Florian, konnte aber insgeheim den Waldmeister nicht leiden, und umfoweniger, als er dem alten Sünder unterthan sein mußte. Da hatte der Waldmeister erst vor kurzem eine lange Seidenschmür gezeigt und gesagt: „Florian, willst Du einmal meinen Rosenkranz sehen?“ Da der Bursche nicht verstand, so sehte der Waldmeister bei: „So einen wirßt Du auch noch abbeten, wie Du ein Kernjunge bist auf und ab! Siehst Du, Knoten habe ich d'ran, es sind ihrer bald hundert wenn Du sie zählen willst. Jeder bedeutet ein sauberes Weibsbild, mit dem ich gute Kameradschaft gehalten. Verstehst Du?“

Je älter der Kerl wurde, desto ärger prahlte er mit seiner schmierigen Knotenschmür herum, er trug sie immer in einem ledernen Beutel gefaßt mit sich, und hatte auch noch die Dreistigkeit zu sagen: „Das ist mein Raitzettel, so viel Tagwerke ist mir der Herrgott schon schuldig worden beim Weltertschaffen. Ich bin ein alter Jäger!“

Der Florian hatte ganz recht, so einem weicht man aus, wenn man ihm nicht eine Tracht Haselstrauchenes verehren kann. Hätte der gute Junge erst gewußt, wohin der Waldmeister heute zielte!

Der Waldmeister stieg hinauf zum Reuthof und trat ins Haus, das noch offen stand. Das Mädchen erschrak vor ihm, that aber schalkhaft und dachte: foppen thust ihn, aber so nahe wie dem Florian kommst ihm nicht.

Ob ihr nicht die Weile lang würde, so mütterseelenallein zu Hause? War seine freundliche Frage. Ob er ihr nicht die Zeit solle vertreiben helfen?

„Wäre schon recht,“ meinte sie, „Zeitvertreib hat man allemal gern.“

Ob sie nicht einen Schluck Weichselgeist möge? Er zog ein irdenes Plüßerchen aus der Waidtasche.

„Ist mir gleich recht, bin' eh schon durstig.“ Damit nahm sie den Plüßer und wie sie damit zum Mund fahren wollte und er ihr noch zusprach, tapfer anzuzapfen, entglitt ihr das schlüpfrige Ding aus der Hand, daß auf dem Flöß Scherben und Weichselgeist sternartig auseinanderpflüßten.

Die Angerl erhob ein Geschrei über ihre Ungechlichkeit, der Waldmeister verbiß seinen Neger; er lachte äußerlich — sie innerlich.

Jetzt meldete sich der Kettenhund. Der alte Luschel-Peterl trippelte hastig über den Anger heran. Die Zeit und die Gicht hatten ihn schon so sehr nach vorwärts gebeugt, daß es zu sehen war, als suche er immer etwas auf dem Erdboden.

„Ei, wohl wohl, haben eh. Meine Liegerstatt such' ich mir!“ bemerkte er manchmal.

Als der Hund sah, es war der gute Alte, schwieng er sofort, erhob aber einen schallenden Lärm, als der Waldmeister aus dem Hause trat. Ohnehin höchst mißmuthig, ärgerte ihn das Gebell. Und verschneht es nicht das Wild aus den nahen Waldungen? Er nahte dem Hunde so weit, daß dieser nach seinem Bein schnappen konnte. „Oho, beißen!“ rief er, „wart', Bürschel, Du sollst bald Feierabend haben!“ Nahm das Gewehr von der Achsel und schöß den Kettenhund nieder.

Die Angerl wußte sich vor Herzweh nicht zu lassen, als sie den blutenden Leichnam an der Kette liegen sah und die fünf Jungen winselnd und die Wund beledend ihn umkreisten.

Als am späten Nachmittage Vater und Mutter nach Hause kamen, brachten sie die taube Rebekka mit. Das war die alte Einlegerin (Pfründnerin), ein boshaftes, unsauberes Weibchen, welches — weil es nichts hörte — den ganzen Tag leisen mußte. Sie trug sehr viel Elend und Entbehrung, weil sie nirgends wohl gelitten war. Auf einem Schutthaufen neben dem Wege hatten sie die Rebekka gefunden, schier bewußtlos vor Erschöpfung. Als sie das arme Weib mit Wasser gelabt hatten und es wieder zu sich kam, hub es weidlich an zu schelten über die scheinheiligen Leute, die draußen in Sandeben Wein trinken und einer armen sterbenden Person nichts als Wasser in den Mund gießen.

Die Reuthofer-Leute machten sich nichts daraus, sondern schleppten das erbarmungswürdige Geschöpf mit sich, azten es zu Hause mit einer warmen Suppe und brachten es zu Bette.

„Mit so einer Person,“ meinte die Maria, „der sie das Leben vergiftet haben und die es sich selber immer wieder vergiften muß, weil sie wie ein Arsenikesser ohne Gift nicht mehr leben kann, muß man doppelt gut sein. Da ist mir allemal, als sehe ich den lieben Gott vor mir stehen und die Hände falten: Leuteln, mit dieser Pilgerin hab mir Geduld, sie ist mir halt ein wenig mißrathen und kann selber nichts dafür. Ich will sie ja bald zu mir nehmen, nur eine kleine Weile achtet mir noch auf die Rebekka, sie ist Eure Schwester, sie ist halt auch mein Kind.“

Noch einmal paart sich's zu Altenmoos.

In der Nacht, welche diesem unruhigen Tage folgte, ereignete es sich, daß der Florian Hüttenmauser nicht schlafen konnte. Er stand auf und zog sich an und ging hinaus und ging umher. So seltsam war das — in der kühlen Mondnacht umhergehen und nicht wissen warum.

Gegen den Reuthof ging er hin. Und als er an das Haus kam, sah er, wie dort an dem bekannten Fenster ein Mann stand und hineinwollte. Für nächstige Stunde ein Kreuzzeichen machen, ist allemal gut, aber besser noch denn eins mit dem Daumen über das Gesicht ist eines vom Schmied im Fenster. Am Tage zuvor hatte sich der Florian darüber gefreut, daß am Reuthofe die Fenster kein eisernes Kreuz hatten, jetzt in der Nacht bekümmerte ihn das schier zu Tode. Er hätte ja hingehen können und den Mann vom Plaze hinwegschleudern, aber er sah es zu seinem großen Schreck, es war der Waldmeister. Ein unbedachter Schritt konnte den Hüttenmauserhof kosten!

Ueber der Linde stand der Mond. Der machte ein Spitzbubengesicht, als er den rathlosen Burschen dastehen sah, starr wie eine Pappel. — Wenn der Kopf zum Fenster hineintrachtet, flüsterte der Mond ihm zu, so bleibt der übrige Kerl nicht zurück. Junger Mann, ändere Deine Stellung! Geh' in den Moosbarren, dort drinn hat der Luschel-Peterl seine Biegerstatt, den weckst Du, daß er Lärm schlägt, dann kommt der Jakob mit dem Haslinger und der Labislauel kann seinen Knoten einmal auf eine andere Meinung machen. — So der Mond. Und in demselben Augenblick machte der Waldmeister Anstalt, sich ins Fenster zu schwingen.

Der Florian sprang an den Moosbarren, um den Peterl zu wecken. Wie das Bretterthor sonst von außen anzuhängen gewesen, so war es heute nach innen festgemacht. Der Bursche riß mit einem Ruck das Retschen entzwei.

„Wer ist da?“ hörte er fragen in der Kammer. Eine Mädchenstimme! Der Florian stand wie an die Schwelle gewurzelt, über ihm schien sein Freund, der Mond hinein, um zu kundschaften; aber der kam nicht weit, hart vor der Thür legte er sich breit auf die Dielen, und was im finsternen Hintergrunde gerufen hatte, das war nicht zu sehen.

„Wer ist da?“ rief es ein zweitesmal schneidig und nun brannte auch schon das Streichhölzchen, das sie hoch emporhielt, während sie die andere Hand als Blende über die Augen legte.

Der Florian konnte sonst die leichtfertige Ausrufung heiliger Namen nicht leiden, aber diesmal rief er selbst deren vier auf einmal aus: „Jesus, Maria, Josef, Angerl!“

Sie, die er hinter jenem Fenster in Gefahr wähnte, und die er heimlich schon versucht hatte, daß sie alles hineinsteigen lasse — da sah sie auf dem Strohlager und weil das Flämmchen schon ihre Finger bedrohte, so zündete sie rasch die Talgkerze an, die neben dem Bette auf dem Flösch stand. Und eilig hatte sie es, der Nachtlust wegen, das weiße Hemd über den Busen hinaufzuziehen.

„Angerl!“ sagte der Florian, und schier die Kammer begann mit ihm zu tanzen. Er vermochte in diesem Augenblicke nicht zu unterscheiden, ob er im Himmel oder in der Hölle sei. Erst sachte kam es ihm zum Bewußtsein: auf Erden.

„Angerl, wie kommst Du daher?“

„Das will ich Dich fragen?“ antwortete sie, „wenn Du Dein Bett suchst, Florian, im Reuthof steht's nit.“ Hierauf entgegnete der Bursche gar verzagt: „Will ich mich halt draußen auf den nassen Rasen hinlegen. An mir liegt ja nichts.“

Ein wirksameres Wort kann keiner finden. Im Augenblick wurde sie übermannt, aber nur von Mitleid.

„Hättest sonst ja wohl Platz gehabt im Moosbarren,“ sagte sie, „der Peterl liegt jetzt immer auf der Ofenbank. Ich thäte auch in meinem Bett liegen, wenn heute nicht die alte Rebekka drinnen wäre.“

„Die alte Rebekka thut heut' schlafen in Deinem Bett?“ fragte der Florian, und kämpfte ein wildes Lachen zurück.

„Junge Leute müssen den Alten das Vorrecht lassen,“ versetzte die Angerl, „voraus, wenn die Alten so krank sind, wie die Rebekka. Für mich ist's da auch gut, ich will auf Glascherben liegen, wenn ich schläferig bin.“

„In Deinem Stübel ist die Rebekka?“ plagte der Bursche heraus. Im Augenblick bedachte er, wie unbefannt das laute Lachen sei. Seine Füße hatten mittlerweile ein paar ganz bescheidene Schrittschritte gemacht hin gegen den Strohschau.

„Erlaubt es denn Dein Vater, daß Du Licht brennst in der Strohkammer?“ so fragte der Florian.

„Sonst thäte ich ja den jungen Hüttenmauser nicht sehen,“ spottete sie, „so saubere Leut' muß man sich anschauen.“ Sie fühlte eine ihr wohlthuende Ueberlegenheit, seit sie am Tage zuvor die erste Probe glücklich bestanden.

„Wenn Du mich sehen willst, so müssen die Haare aus dem Gesicht,“ sagte er und beugte sich zu ihr nieder, um die dunklen Locken, die ihr verworren über Antlitz und Busen rollten, mit seinen fleißigen Händen zu ordnen.

„Oho!“ sagte sie, „Haarmachen, das kann ich schon selber! Gestern hast mich überlistet, heut' bin ich gescheiter!“ Sie faßte mit ihren Händen die feinen und hielt ihn fest. Dem Florian wäre es freilich ein leichtes gewesen, sich loszumachen, aber die Gefangenschaft that ihm wohl. Er kniete vor ihr und von ihren Armen gefesselt, schaute er ihr in die Augen.

In diesem Augenblick ging zur offenen Thür der Jakob herein. Jetzt ließen sie sich los. Die Angerl verdeckte mit ihren Händen Busen und Gesicht, der Florian starrte trohig, aber mit zuckenden Wimpern auf den Reuthofer. Der Jakob stand in seinem Nachtleide völlig sprachlos da und schaute sie an.

„Angerl,“ sagte er endlich mit gedämpfter Stimme, „das hätte ich nicht von Dir gedacht. So falsch gegen Deinen Vater!“

Sie that einen Schrei, wendete sich und wimmerte in ihr Kopfsissen hinein.

„Wenn Du,“ fuhr der Vater fort, „Deine Kammerthür nicht willst absperrn, so wird Dir viel Unglück hereingehen über Nacht.“

Jetzt richtete sich der Florian auf und sagte: „Sie hat die Thür versperrt gehabt. Ich habe sie aufgebrochen.“

„Hüttenmauser!“ versetzte der Jakob mit Nachdruck, „ich rathe Dir, daß Du sogleich Deine Beine probirst.“

„Fortgehen thu' ich jetzt nicht,“ antwortete der Bursche. „Wie es mit uns Zwei steht, das könnt Ihr Euch denken. Wir haben uns gern. Und ich will wissen, wie ich dran bin. Kann ich sie haben oder nicht?“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Im rauhesten Gebirge von Kreta lebt der Volksstamm der hellenischen Sphaktioten. Blutige Romantik umgiebt den Stamm dieses ungebändigten Sphaktiotengeschlechts; und die Beobachter, die es kennen gelernt, schwanken sehr in ihrem Urtheil über dies Bergvolk. Die Eroberer, die nacheinander nach Kreta kamen, die venetianischen Rheber und Großhändler wie die Muselmänner setzten sich an den gesegneten Küstengefiliden fest; die Bergwildniß wurde die Heimath der Sphaktioten. Es ist möglich, daß in diesem versprengten kleinen Volksstamm unruhige Begehrlichkeit aufwachte und denen, die im festen Besiz waren, frühzeitig schon unbequem wurde; und je nachdem man die Menschen zu begreifen sucht, wird man auch die schwankenden Urtheile über die ewig rebellischen Sphaktioten verschieden abwägen. Unten die größere Gemächlichkeit, das bessere Wohlleben, eine relativ höhere Kultur, die aber auf glücklichem Boden relativ leichter aufzubauen war; oben auf nahezu unzugänglichen Höhen, in fargen Felsenestern ein rauhes, trohig unzufriedenes Geschlecht, das in den Augen von ordnungsliebenden Leuten leicht den Eindruck von Wildheit machen kann. Denn dies Geschlecht will es auch einmal besser haben, um es knapp auszudrücken, und es fordert mit heftigem Ungestum. Wie immer aber die Beurtheiler sich zu den Bergbewohnern Kreta's stellten, ob sie vor ihrer Wildheit erschrafen, ob sie ihr revolutionäres Drängen zu erklären versuchten: Eines sahen beide mit Verwunderung an den proletarischen Bewohnern der Felsenwildniß, eines, was namentlich von der muselmännischen Anschauung sich schroff abhob. Das ist eine vielleicht beengte, aber herbe Sittenstrenge auf geschlechtlichem Gebiet und eine besondere Hochachtung der Frau, der Gattin. Wäre es der ärmste, der unwissendste Sphaktiot, die besondere Ehre und Geltung seines Weibes, in Wahrheit seiner Genossin, ist ihm unantastbar. Hier hat der ungewaschene Sphaktiot ein peinliches Keulichkeitsgefühl.

Wenn man über diese Seite sphaktiotischen Wesens liest, so wird man unwillkürlich an die Schilderungen erinnert, die Tacitus von den Germanen seinerzeit entwirft, freilich in der bewußten Absicht, um dem verfallenden Rom die raubgermanische Sitteneinfalt entgegenzuhalten. Auf der einen Seite eine primitive Kultur, auf der anderen ein hochentwickeltes, ethisches Bewußtsein, wie es sich in der Auffassung des Weibes als der Mitkämpferin des Mannes kundgiebt!

Ich glaube, es wird in diesen Tagen um den alten Tacitus sich viel Lärm erheben; und das Thema von der Hochschätzung der Frau wird in allen Tonarten erörtert werden. Tacitus als Kron-

zeuge für die deutsche Spießbürgerei, das wird ein seltsamer Anblick werden.

Nichts rühmt der Spießbürger an Sonn- und Feiertagen mehr, als die Erinnerung an den Zusammenhang mit den Alvordern, und wenn der Handelsmann Kulide seine Frau jahraus jahrein behandelte, wie ein Ostelbier seine Kuchmagd behandelt, auf der Bierbank wird er sich altgermanischer Ritterlichkeit erinnern, und verzückt das Lied von der deutschen Frau anstimmen.

Was hülfte es, wenn man ihm entgegnete, wie heute alle vorge-schrittene Welt über die Stellung der deutschen Bürgerfrau denkt? Das Philisterium in seiner Gemeinsamkeit hat eine sonderbare Logik. Als in der modernen Kunst und Literatur die ersten Anzeichen wieder erschienen, die darauf hindeuteten, wie man den Kampf um die höhere Werthschätzung und Selbstständigkeit der Frau zu führen entschlossen sei, da ging ein Zetermordio durch die Presse unseres Pfahlbürgerthums. Da wurde über Revolution geschrien; da wurde über die frechen Zyniker gepölkert, die dreist in das geheiligte Familienleben greifen und die Frau vom alleinseligmachenden Kochtopf fortreiben wollten. Allen Bestrebungen, der Frau selbst ein erhöhtes Würdebewußtsein beizubringen, sie anzurütteln, wurde der platteste Hohn entgegengesetzt. Wenn aber Herr v. Schoenthan in seiner "berühmten Frau" den albernsten trivialsten Spott über das geistig regsame Weib ergoß, da war unsere Bourgeoisie außer Rand und Band vor Wollust und innerem Behagen. Wenn an die ungezählten Opfer an Frauenehre erinnert wurde, die der bürgerliche Kapitalismus heute unbarmherzig einfordert; wenn vom Schacher die Rede war, den brutaler Egoismus der Eltern mit den eigenen Kindern treibt; wenn bei Angenruben die verknuppelte Tochter des Hausbesizers wehmüthig zur Sträßenbirne spricht: Wir beide tragen dasselbe Loos. Du bist an mehrere, ich an einen verhandelt; da schwoll das Maß bürgerlicher Empörung an. Die sozialen Ankläger wurden zu Schmierfinken, mochte ihr Pathos noch so gerecht sein. Sie besudelten das reine Familienleben, so hieß es. Nur aus Lust am Roth wühlten sie im Schmutz; und wenn man dann den bösesten Trumpf auspielen wollte, dann denunzirte man sie als "Sozialdemokraten oder ähnliches Gelichter."

Die Frau selber, so weit sie zu denken gelernt hatte, empfand es freilich besser, wo sie der Schuh drückt. Sie wollte sich damit nicht begnügen, für die sonntäglichen Phantasien der guten Bürger die Rolle einer mythischen Heiligen zu spielen, im übrigen aber zum Aschenbrödel sein verdammt zu sein. Mochte es Schmähungen auf Schmähungen wider die sozialistischen Zerstörer des unverfälschten Familieninns regnen: bis in die Reihen der bürgerlichen Frauenwelt wirkte der lebendige Geist. Man lauschte auf den hinreißenden Schwung, der aus Bebel's Frauenbuch sprach; man verspürte den sozialistischen Athem, wie den Hauch der Befreiung, der die Frau vom starren Druck löse und es ermögliche, daß sie aus den Niederungen emporklimme, in denen sie in unserer jetzigen Wirthschaftsperiode leben muß.

Es ist so bequem, sich auf Tacitus zu berufen. Man schwärmt vom heroischen Zeitalter der Germanen; und hierin kann der fimpelste Weißbierzecher zum Schwärmer werden. Ueber der schwärmerischen Andacht vergißt man dann so gerne die wirkliche Misère. Nichts hat den ethischen Werth des Weibes so sehr herabgewürdigt, als die kapitalistische Bourgeoisie; niemals war das Frauenthum so sehr zur feilen Handelswaare geworden, auch nicht in den Hellenenzeiten des alten Athens, wie heute. Wenn Aristophanes von den weibsbärtigen Lustlingen spricht, die sich mit Goldzarte weibliche Jugendlichkeit erkaufen: Er könnte unter uns seine Satire doppelt und dreifach verschärfen. Es hieß oft Gefagtes wiederholen, wollte man auf die Kuppelmärkte hinweisen, die auf allen Straßen und in den Kloaken der Zeitungen für bürgerliche Moral sich breit machen. Welcher Hochgenuß, wenn die wackeren Ritter vom Kuppelinserrat im Kampfe wider die Sozialdemokratie und für die Keinheit der Frau zusammenstehen!

Ja, es ist ein grausam betrübender Anblick, wenn man sieht, was die Frau in ihrem Verhältnis zum Mann selbst bei primitiv entwickelten Völkern war und heute noch sein kann und was sie unter unserer herrschenden Gesellschaft geworden ist. Aber die Zerstörung kam von der mammonistischen, nicht der sozialdemokratischen Welt. Kein Ruf zur Abwehr kann es verhindern, daß der Zerstörung Einhalt gethan wird. Der mammonistische Geist wirkt weiter, vernichtend und auflösend. Unter ihm wird die Frau, die dem Haushalt der Goldleute vorsteht, zur Puppe, zur blendenden Dekoration; nicht selten auch soll ihr Luxus die Kreditwürdigkeit aufrecht erhalten. Unter ihm wird die Tochter des Raffgerigen zum Spekulationsobjekt; unter ihm wird die Dressur auf den Männerfang geübt; unter ihm gehen Tausende klaglos und stumpf unter. Nicht die Bourgeoisie hat sich gerührt, um auf das hundertfältige Verbrechen an dem entwürdigten Weibe hinzuweisen. Da hieß es immer ängstlich: Quia non movere! Was im Trüben fault, daran rühre man nicht! Man lasse ruhig weiterfallen! Die Sozialdemokratie mußte wider diesen Pessimismus aus Schuldbewußtsein und Ohnmacht zu Felde ziehen. Sie wurde zur Anklägerin aus gutem Grunde. Kein Vorwurf, kein neuer Ent-rüstungsturn wird sie darum wirkungsvoll treffen. Sie kann immer auf den lebendigen Geist bauen, der in ihr wach ist; ihr Schild ist rein, nicht zum wenigsten in der Behandlung der Frauenfrage.

Alpha.

„Wie wird ein Breite Sklave!“

Eine Parabel nach dem Englischen des Seamen's Chronicle.

Vor vielen Jahren strandete ein altes Schiff an den Riffen eines unbewohnten Eilands in der Nähe von Neuseeland. Ein einziger entkam nach hartem Kampfe den Wellen und erreichte das Land, hungrig, nackt und obdachlos. Aber die einsame Insel war sehr fruchtbar und es dauerte nicht lange, so besaß Will Graball Nahrung in Hütle und Fülle, Obdach und eine primitive Kleidung. Dies alles erwarb er sich durch seiner Hände Arbeit und bald konnte er ein komfortables Leben führen, soweit dies bei einem isolirten Menschen eben möglich ist.

Einige Zeit hierauf ereignete sich ein zweiter Schiffbruch an der Insel und wieder entrannt nur ein einziger den Wogen.

Will Graball empfing den zweiten Ankömmling, Tom Noodle, mit den brüderlichen Worten:

„Halloh, was willst Du auf meiner Insel? Wenn Du hier bleiben willst, mußt Du Dich bequemen, mein Slave zu werden!“

„Das kann ich nicht,“ erwiderte Tom. „Ich komme aus England, da giebt's keine Sklaverei! Unser Nationalgesang ist: Britous never shall be slaves!“

„Oh, dann bitte ich um Verzeihung,“ sagte Will. „Ich wußte nicht, daß Du aus England kommst; es liegt mir fern, Deine Gefühle zu verletzen. Aber sieh mal, in England glaubt man doch an Land-eigentumsrechte, nicht wahr?“

„Allerdings.“

„Schön! Wenn Du anerkenntst, daß diese Insel mir gehört, darfst Du als freier Mann hier bleiben.“

„Ja, wie kommt denn das, daß dies Deine Insel ist? Hast Du sie geschaffen?“

„Nein, geschaffen habe ich sie nicht.“

„Hat ihr Schöpfer Dir einen Anspruch auf die Insel gegeben?“

„Nein, auch das nicht.“

„Nun, worin besteht denn Dein Anspruch?“

„Oh, ich besitze ein sehr gutes Anrecht auf die Insel! Ich kam zuerst her!“

„Das scheint allerdings in England auch als Besitztitel zu gelten. Ich will Dein Recht also anerkennen. Vergiß aber nicht, daß ich ein freier Mann bin und bleiben will.“

„Es ist gut; komme in meine Hütte.“

Eine zeitlang lebten die Weiden ganz gut miteinander. Aber eines schönen Morgens dachte Graball, daß es doch viel schöner sei, im Bett zu bleiben und zu träumen, als herumzulaufen und ein Frühstück zu besorgen, und da er zudem in schlechter Laune war, fuhr er seinen „Bruder“ an, ihm einen Vogel zu fangen und zu braten.

„Was?“ schrie Noodle indignirt auf.

„Ich sage Dir, Du sollst mir einen Vogel fangen und braten und ein gutes Frühstück für mich bereiten!“

„Das wäre ja noch schöner; wie komme ich denn dazu, für Dich zu arbeiten?“ wandte das zweite „freie und gleichberechtigte“ Mitglied der kleinen Gemeinde ein.

„Ja, nachher, wenn ich gefrühstückt habe, darfst Du Dir die Eingeweide des Vogels zubereiten. Das ist Lohn genug und leichte Arbeit.“

„Merke Dir, daß ich nicht Dein Sklave bin und nicht für solchen Lohn arbeite. Soviel Du für mich thust, soviel arbeite ich für Dich, nicht mehr.“

Graball gerieth in Wuth. „Merke auch Du Dir, daß meine Nachsicht ein Ende hat. Ich habe Dich besser behandelt, als Du verdienst, und das ist nun Deine Dankbarkeit! Ich will keine Faulenzer auf meinem Lande haben! Entweder thü' was ich Dir sage, oder verlasse mein Land! Du bist vollkommen frei. Sklaverei giebt's hier nicht. Aber wenn Du meine Bedingungen nicht annimmst, dann fort von meiner Insel!“

Wird Tom Noodle sich der kapitalistischen Gier fügen, wird er streiten, um bessere Lohnbedingungen zu erhalten, wird er ein Schiedsgericht anrufen, oder wird er seine Rechte geltend machen und Graball kurz und bündig erklären, daß das Landanektiren ausgeschlossen habe, als etwas anderes als Raub aufgefaßt zu werden? Wir wissen's nicht. — lk.

Kleines Feuilleton.

— Die Tage der harten Prüfung begannen für Hansen, wie aus der seiden erschienenen 7. Lieferung seines Werkes „In Nacht und Eis“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) hervorgeht, mit dem 9. Oktober 1893. Da wurde zum erstenmal die Probe gemacht, ob das von dem kühnen Forscher ausgedachte Schiff, die „Fram“, die ihm zugeschriebene Fähigkeit, die Pressung des Eises zu überwinden, wirklich besitze. Die „Fram“ hielt sich vorzüglich, sie blieb auch Siegerin gegen die Eismassen, die während der folgenden drei Jahre gegen sie heranstürmten. Hansen schreibt darüber:

„Montag, 9. Oktober. Ich siebete sowohl in der letzten Nacht, wie heute; der Himmel weiß, was solcher Unsinn bedeutet.“

„Nachmittags — wir saßen gerade müßig und plauderten —

*) „Wie werden Briten Sklaven!“

entstand ganz plötzlich ein betäubendes Getöse, und das ganze Schiff erzitterte: es war die erste Eispressung. Jeder stürzte an Deck, um zuzusehen.

„Die „Fram“ verhielt sich wundervoll, wie ich es von ihr erwartet hatte. Mit stetigem Druck schob sich das Eis heran, doch mußte es unter uns durchgehen, und wir wurden langsam in die Höhe gehoben. Diese Pressungen wiederholten sich ab und zu den ganzen Nachmittag und waren manchmal so stark, daß die „Fram“ mehrere Fuß gehoben wurde; aber dann konnte das Eis sie nicht länger tragen und brach unter ihr entzwei. . . .

„Das Eis ist ruhelos, und es gab heute wieder eine ziemlich starke Pressung. Sie beginnt mit einem leisen Krachen und Nechzen längs der Schiffsseite, das allmählig in allen Tonarten lauter wird. Jetzt ist es ein hoher klagender Ton, dann ein Grollen, dann ein Sturren, und das Schiff beginnt, sich aufwärts zu bewegen. Das Geräusch nimmt stetig zu, bis es wie sämtliche Pfeifen einer Orgel ertönt; das Schiff erzittert und schüttelt sich und erhebt sich in Sprüngen und Sägen oder wird manchmal langsam gehoben.

„Es ist ein angenehmes, behagliches Gefühl für uns, wenn wir auf all diesen Anfruhren borchten und uns dabei der Stärke unseres Schiffes bewußt sind. Manches Schiff wäre schon längst erdrückt worden. Aber bei uns wird das Eis an der Schiffsseite zerwalut, die zertrümmerten Schollen werden haufenweise unter den schweren, unverwundbaren Kumpf gedrängt, und wir liegen wie in einem Bette. Bald beginnt das Geräusch zu ersterben, das Schiff sinkt in seine alte Lage zurück, und dann ist alles wieder so still wie früher.“

Theater.

— Drei neue Einakter am Freitag im Theater des Westens, das war ein bißchen viel auf einmal. Dramatisch am wirksamsten erwies sich das kleine Lustspiel „Jephtha's Tochter“ von Felix Cavallotti, dem bekannten italienischen Politiker. Es ist eine witzige, sauber gefeilte Arbeit. Ein junges Mädchen wird vom Vater an einen lebemannischen Grafen verkauft; es kommt ihr vor, als hätte ihr Vater an ihr gehandelt, wie Jephtha, der sein Kind geopfert hatte. Aber Beatrice weiß durch Geist ihre Würde zu behaupten und aus der formalen Ehe eine wirkliche zu schaffen. Sie erobert ihren Gatten und bezwingt ihn zur Liebe. Nicht jede hätte so viel Geduld, nicht jeder wäre ein solcher Gatte der Eroberung werth. Fräulein Rupprich bewies als Beatrice einige schelmische Grazie und so kam es zu einem starken Erfolg. — Der blieb bei dem Einakter „Ein Weihnachtabend“ von W. Kragh, einem nordischen Dichter, völlig aus; ja die Opposition wurde lebhaft rege. Das hat die leicht melodramatische, freilich allzu zarte Arbeit nicht verdient. In einem intimen Raume wäre es wohl anders gekommen. Zwei einsam alternde Menschen erfahren zu spät, was sie sich hätten werden können und wie sie durch kleine Vorkommnisse sich einschüchtern ließen. In diesem Stimmungsbild wirkte besonders Herr Hohland durch schlichte Auffassung eines alten, zum schönen Sonderling gewordenen Junggefellens. — Stark in Melodramatik, aber in romantischer, arbeitet der dritte Einakter „Im Trappistenkloster“ von Mummert, einem jungen deutschen Schriftsteller. Aus der höchst romanhaften Geschichte, wie ein junger Husarenlieutenant in einem österreichischen Trappistenkloster den Verführer seiner Mutter, einen ehemaligen fahnenflüchtigen Offizier als büßenden Mönch findet, wie dieser Büßer dann gebrochen stirbt, hat der Verfasser doch im einzelnen theatralische Wirkungen geschöpft. Als Kuriosum sei erwähnt, in seinem Stück kommt keine Frauenrolle vor. —

— Das Schiller-Theater hat am Freitag, wohl um den in Berlin anwesenden Hofegger zu ehren, ein Drama des steirischen Dichters aufgeführt. Das Volkschauspiel „Am Tage des Gerichts“ ist nicht neu; wenn wir recht unterrichtet sind, ist es 1891 in Graz und ein Jahr darauf in Berlin mit wenig Erfolg gegeben worden. Hofegger führt in dem Stück wunderbar bunt die Leiden und Leidenschaften der aus seinen Romanen bekannten steirischen Wablente und noch einiges mehr vor; wir sehen den zertretenen Straß-Toni, der als Ortsfremder vergebens sich nach ehelicher Arbeit umhaut, und zum Wildddieb werden muß, wenn er sein Weib und seine zahlreichen Kinder sattmachen will; in einer Episode erscheint der korrekte Förster, den der Toni erschießt, als es sein Leben oder das des Segners gilt. Es folgen dann in lebhaftesten Farben derbhumoristische Spitzbuben-Unterhaltungen im Gefängniß, die abgelöst werden von Rährszenen, in denen das hilflose Weib des gefangenen Toni in der Wittwe des erschossenen Försters seinen rettenden Engel findet; und das ganze endet mit einer vielgestaltigen Gerichtsverhandlung, in der selbst der Staatsanwalt sentimental wird und nicht allein um Gerechtigkeit, sondern auch um Milde für den in Schmerzen aufgelösten Sünder bittet.

So packend im einzelnen alles ist, so muß man doch wohl jenen recht geben, die da sagen, daß Hofegger wohl ein prächtiger Romanschriftsteller, aber kein Dramatiker sei. Das Stück ist ein dramatisirter Roman, aber kein ursprüngliches Bühnenwerk; in seinem gequälten Aufbau erinnert es an die Leiden seines Helben, der auch von ungefähr aufgefunden worden ist und ungeachtet alles Strebens nicht zur gewollten Geltung kommen kann.

Das Schiller-Theater gab sich redliche Mühe, Hofegger's Schauspiel zu einem Erfolg zu verhelfen. Herr Batepp spielte den Wildschützen mit wackerem Fleiß und verfehlte nicht, namentlich auf den Theil seiner Rolle, der auf das Gefühlsleben wirken soll, reichliches

Gewicht zu legen. Ein drolliges Mitglied der Schelmzunft war Herr Schmasow, und Fräulein Detsch gab das arme Weib des Straß-Toni packend. Sehr brav führte sich ein Gast, Fräulein Klottilde Barth als Förstersfrau ein; die leicht zur Rährseligkeit verführende Rolle wurde von der Dame schlicht und naturwahr gespielt.

Kunst.

— Sammlung Goncourt. Die zweite Auktion, die Kunstgegenstände, Rippfächer und Hautrath aus dem 18. Jahrhundert umfaßte, hat 229 526 Fr. ergeben. Ein Salon-Möblement, ein Sopha mit acht Lehnhühlen aus der Zeit Ludwig XV. wurde für 63 600 Fr. verkauft. Vor etwa dreißig Jahren hatten die Goncourt's dafür 3000 Franken bezahlt. —

Geschichtliches.

W. Als der römische Kaiser Severus (193—211 n. Chr.) sich selbst durch den Akt der Adoption dem Hause der Antonine einverleibt hatte, sagte ein wichtiger Senator zu ihm: „Ich wünsche Dir Glück, Cäsar, daß Du endlich einen Vater gefunden hast.“ Der Kaiser nahm das nicht übel und entzog dem Bishold seine Gunst nicht. Einem anderen Senator von gleich spitzer Zunge diktierte er jedoch Hausarrest. Auch dann noch spottete jener weiter über seine kaiserliche Majestät, die ihm schließlich drohte, ihm den Kopf abschlagen zu lassen. Der Unverbesserliche aber antwortete: „Das kannst Du, so lange er mir aber noch auf den Schultern sitzt, kannst weder Du, noch ich ihn in Ordnung halten.“ —

Kulturhistorisches.

— Ein alter Speisezettel. Im Jahre 1190 lautete das durch Statuten festgestellte Menü des Dompropstes von Basel zu Weihnachten, vier Tage hintereinander:

1. Gang: Schinken, Füße und Kopf des Schweines mit Gallerte oder Sulz.
 2. Gang: Gehäde mit nernerlei Gewürzen, vier Arten Würsten, Magen-, Zungen- und Blutwurst, Schäbbling; ferner Hammeln, Zunge, Rindfleisch, Kinnbuden, alles wohl gepfeffert.
 3. Gang: Geräuchertes Rindfleisch mit Kohl.
 4. Gang: Feistfleisch von großen und kleinen Schweinen, wohl gepfeffert.
 5. Gang: Schluckbraten und Schmerbraten.
 6. Gang: Eber- und Wildfleisch.
 7. Gang: Feistfleisch mit Senf.
 8. Gang: Hirsen mit Eiern, Milch und Blut gekocht.
 9. Gang: Gespickte Schweinskeule.
- Auf je acht Domherren wurde täglich ein Schwein gerechnet. —

Völkerkunde.

— Bei den in Russisch-Turkestan im Alai-Gebirge wohnenden Karakirgisen (Schwarzen Kirgisen) ist der Hochzeitstag ein Tag der Schande. Der Bräutigam wird nämlich fast entleidet und mit einem Strick um den Hals zum Gespött von Alt und Jung umhergeführt. Während des eigentlichen Festes bindet man ihn so fest, daß er sich kaum bewegen kann, und die Gäste, besonders die weiblichen, quälen ihn dabei auf alle mögliche Weise bis zur Verzweiflung. —

Humoristisches.

e. Reingefallen. Seit einigen Wochen sind in dem Städtchen Rockport in Nordamerika Hühnerdiebe an der Arbeit, die mit beispielloser Frechheit unter dem Federvieh aufräumen. Alle Bemühungen, der Diebe habhaft zu werden, schlugen fehl. Nun hatte Gemeinderath John Sieger am 14. Februar seine Amts-kollegen zu einem gemüthlichen Abend in seine Wohnung eingeladen, und als sich die Gäste in sehr gehobener Stimmung auf dem Heimwege machten, war es bereits ziemlich spät. Man kam durch ein kleines Wäldchen und war nicht wenig erstaunt, einen Wagen zu finden, vor dem ein Pferd gespannt war. Das Pferd war an einen Baum gebunden, und in dem Wagen lagen mehrere leere Säcke und eine Menge Hühnerfedern, die erkennen ließen, daß man es hier mit dem Wagen der Hühnerdiebe zu thun hatte. Dem Gemeinderath Jacob Heiz kam es vor, als wenn das Pferd nach Rockport gehöre, und er stellte den Antrag, sich auf den Wagen zu setzen, das Pferd loszubinden und es dem Thiere zu überlassen, einen Stall zu finden und dadurch die Entdeckung des Diebes zu ermöglichen. Befagt, gethan. Der ganze wohlwollige Gemeinderath, sowie der Bürgermeister, nahmen auf dem Wagen Platz und das Pferd ging seiner Wege. Zwei Stunden dauerte die Fahrt, bis das Pferd vor dem Hause des Bürgermeisters Halt machte. Das Thier begann unruhig zu werden und sich zu bäumen, und der Wagen drohte umzufallen. In seiner Herzensangst holte das Oberhaupt des Städtchens einen Revolver hervor und feuerte auf das Pferd. Dieses brach todt zusammen. Die Frau Bürgermeisterin stürzte in Nachtgewande herbei und konstatierte, daß ihr Gatte ein eigenes Pferd, das am Abend aus dem Stalle gestohlen worden war, erschossen hatte. Weitere Nachforschungen ergaben, daß, während die Stadtväter in der Welt herumtatschelten, jedem seine sämtlichen Hühner gestohlen worden waren. Man eilte zurück, um den Wagen zu holen, aber dieser war verschwunden und Gemeinderath John Fischer, der ebenfalls bei der Gesellschaft war, entdeckte, daß der Wagen sein Eigenthum gewesen. — Pinkerton will nach Rockport sein Hauptquartier verlegen. Er meint, von den Stadtvätern könne er noch etwas lernen. —